wird wohl statt morgen heute schon abreisen. Und dann . . .“ ihre Stimme bebte im Jubel des Glücks, „. . . und dann auf ins Waldschloß. Dort erwartet man ein Brautpaar. Wir wollen den Gästen die Freude nicht verderben!“

Gesundheitspflege.

* **Neue Aussatzforschungen.** Nächst China ist Indien das klassische Land für das Studium aller möglichen Krankheiten, und so furchtbar während der letzten Jahre die Pest in diesem Gebiete geherrscht hat, ist sie doch nur einer der Dämonen, die dort ständig gegen Gesundheit und Leben der Einwohner auf der Lauer liegen. Außer ihr findet man eine ganze Blütenlese von Seuchen, unter denen fast alles vertreten ist, was das tropische und das gemäßigte Klima an ansteckenden Krankheiten hervorbringt. Auch der berüchtigte Aussatz fehlt nicht, der doch sonst im wesentlichen auf wenige Länder beschränkt ist. Die Erforschung dieses entsetzlichen Leidens, das bei uns die meisten Menschen glücklicherweise nur aus der Bibel kennen, ist außerordentlich schwierig, und deshalb hat auch seine Behandlung bisher nur geringe Fortschritte gemacht. Jetzt hat es den Anschein, als ob endlich durch die Forschungen eines englischen Stabsarztes, Dr. Williams, die in der Indischen Medizinischen Zeitung veröffentlicht worden sind, eine Bahn für eine gründlichere Bekämpfung des Aussatzes eröffnet werden wird. Dr. Williams hat von zahlreichen Kranken, die teils aus Bombay, teils aus Persien stammten mehrere Formen von Bakterien gezüchtet und ihre gegenseitige Beziehung studiert. Dann hat er mit einigen von ihnen Impfversuche an Tieren und schließlich auch am Menschen gemacht. Diese Experimente haben einen bisher noch nie erzielten Erfolg gehabt, sodaß aus ihnen der Schluß gezogen werden kann, es werde mit dem neuen Impfstoff ein Mittel gegeben sein, den Menschen vor der Ansteckung mit Aussatz zu schützen und die Krankheit vielleicht in ihren ersten Stadien zu heilen. Hoffentlich wird sich dieser Lichtstrahl nicht wieder als trügerisch erweisen.

* **Eine merkwürdige Krankheit.** Die Medizin kennt eine Krankheit unter dem Namen Burfitis, der von einem griechischen Wort Byrsa hergeleitet ist. Dieser ist zwar gleichbedeutend mit dem deutschen Wort Börse aber daraus entsteht keinerlei Berechtigung, jenes Leiden etwa mit dem Ausdruck Börsenkrankheit zu übersetzen. Der Vergleich und infolgedessen der Ursprung jener Bezeichnung beruht lediglich darauf, daß sich bei jener Krankheit eine Entzündung in einer Art von Beutel ansammelt. Zwei Fälle der glücklicherweise nicht häufigen Krankheit, die für die Wissenschaft ganz besonders interessant sind, hat Dr. Cone im Bulletin des John Hopkins-Krankenhauses beschrieben. Bei beiden Erkrankungen war die Ursache eine tuberkulöse Ansteckung. Bei einem der Kranken hatte sich die tuberkulöse Entzündung auf die Gegend der rechten Schulter geworfen, aus der die Operation eine höchst sonderbare Masse zutage förderte. Der „Beutel“ enthielt eine dünne Flüssigkeit, in der Hunderte von kleinen eckigen Körperchen enthalten waren. Die tuberkulöse Natur des Leidens war zuvor durch Impfungen mit Tuberkulin festgestellt worden und wurde dann durch weitere Untersuchungen bestätigt. Bei dem zweiten Kranken saß die Entzündung im linken Knie, wo sich schon mehrere Jahre vor der Behandlung eine Schwellung gezeigt hatte, die zunächst gar keine Beschwerden gemacht hatte, bis der junge Mann einmal einen Sturz auf dies Knie tat. Da er auch sonst der Tuberkulose verdächtig war, so wurde auch das Knie daraufhin beobachtet, und die Operation hatte auch in diesem Falle einen Beutel mit tuberkulösem Inhalt zu beseitigen.

Lustige Ecke.

Brief eines Strohwitwers an seine Frau.

(Mit beiseite gesprochenen Randbemerkungen.)

Liebes Weibchen, ach ich schmachte
Einsam in der Sommerhitze.
(„Kleiner Pussel . . . Du! . . . Nicht kitzeln!
Mach doch keine faulen Witze!“)
Ach, ich dürst' nach Deinen Küssen!
Sollst nicht länger fern mir bleiben!
(„Kleine, laß das Küssen endlich,
Sonst kann ich nicht weiterschreiben!“)
Liebes Weib! Vor lauter Sehnsucht
Wache ich die ganze Nacht durch.
(„Kleine Maus, heut' wird gebummelt
Und wir gehn bis morgens acht durch.“)

* „Es gibt nichts, was weniger befriedigt, als ein Beefsteak in einem Pensionshause“, knurrte der chronische Mörgler. — „O, das weiß ich doch nicht“, versetzte der junge Mann. „Haben Sie jemals einen Kuß von einem hübschen Mädchen durch das Telephon bekommen?“

* Entschuldigt. Junger Gatte (von einer dreitägigen Reise zurückkehrend): „Aber Klara, weshalb nur diesen frostigen Empfang?“ — Junge Frau: „Du hast nicht immer mit Liebe an mich gedacht, als Du fort warst.“ — „So? Habe ich Dir nicht fünf Briefe und zehn Ansichtskarten in drei Tagen geschickt?“ — „Auf der vierten hast Du aber unterlassen, mir einen Kuß zu senden.“ — „Da hatte ich aber gerade ein Beefsteak mit Zwiebeln gegessen.“ — (In seine Arme stürzend): „Ach, mein guter Max!“

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 31:
„Verlogenheit, Verlegenheit“.

Richtige Lösungen gingen ein: 71. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 76. Das Rätsel wurde richtig gelöst:
aus Halle von: Martha Mederake, Marie Gebe, Marie Luise Matern, Willy Feuerstock, Max Brothe, Charlotte Burkhardt, Käthe Wiedenbeck, Richard Beister, A. Ifehau, Albert Schuricke, Käthe Zschau, Richard Stübler, Johanne Koeppe, B. Bernstein, Frau Ida Lieber, Anna Schütze, B. Bender, Frau Margarete Koch, Frau J. Arndt, H. Schulz, Curt Schirmer, Richard Salanga, Otto Beckers, Arthur Du Bois, Frau L. Meye, Frau M. Görmann, Bernhard Scheithauer, A. Krupp, L. Fischer, Johannes Balter, H. Krüger, Margarete Baumgärtel, Frieda Gauch, Otto Trumpler, Richard Reimicke, E. Kayka, C. Herm, Heinrich Oechsler, Frau Hedwig Krämer, Frau Hagemann, Paul Vogler, E. Wilke, Hildegard Röbricht, Frau Anna Brauner, Paul Busch, Joh. Nethe, Karl Bobbe, Hans Rohde, Gretchen und Bruno Rummel, Frau A. Rohland, Gretchen Franke, Ottilie Hoppe, Ernst Frosch, Gustav Bierbrauer, Waldemar Krämer, P. Klingner, Paul Rauchfuß, D. Heuschkel, Aug. Lüdecke, Joh. Albrecht, Karl Röllner, Fr. H. Duente, Wilh. Buckenauer, Käthe Grimm, Frau Dr. E. Kleemann;
von auswärts: Oskar Dietrich-Wernigerode, Franz Sträß-Bitterfeld, Gustav Bernshausen-Helgoland, Joachim Samtleben-Sylbitz, M. Becker-Merseburg, Gertrud Bleier-Dessau, Wilhelm Klüshendorf-Ammendorf, Karl Hund-Ammendorf, Hertha und Elly Martin-Gerbstedt.

Die Prämie: „Deutsche Heldensagen“,
von **Oskar Höcker**, eleg. geb.
entfiel auf **Richard Stübler**, hier.

Rätsel.

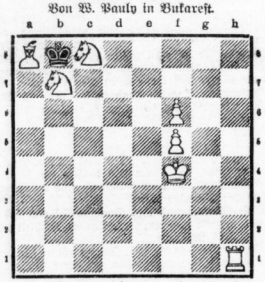
Die Erste strömt von Anbeginn
Der Welt bis an ihr Ende hin,
Die Zweit und Dritt' entscheiden
Im blinden Augenblick
Oft über Neu' und Freuden.
Das Ganze
Ist eine Pflanze.

Prämie: Auf und ab, Novellen von Clara Cron,
eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger“ mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung“ gelangt sein.

Schachaufgabe.

Von W. Pauly in Bukarest.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt. (7+1)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 30.
(Dreizüger von L. Betesnik.)
W. Kh1, Dg5, Lb8, Se1, e5, Ba4, e3, f6.
Schw. Kd5, Lb7, Sa5, Bb3, b4, c3.

1. Se1—c2 e3—e2. 2. Dg5—g1 usw.
1. . . . . Sa5—c4. 2. Dg5—g2+ usw.
1. . . . . Sa5—c6. 2. Dg5—g8+ usw.
1. . . . . Kd5×c5+ 2. Se5—c6+ usw.
1. . . . . beliebig. 2. e3—e4+ usw. (Droh.)

Nicht in 1. . . . . Kd5×c5+ worauf der Löser sehr leicht verfällt, wird der Kenner den wertvollen Inhalt des Problems erblicken, sondern in den drei erstaufgeführten Varianten.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von W. Knstschbach. — Verantwortl. Redakteur: I. V.: Albert Herling, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 32 **Halle a. S.,** den 6. August **1911**

Lorchen.

Intermezzo aus der Sommerfrische
Von **M. Tipp.**

(Nachdruck verboten.)

Lorchen war ein sehr amüsantes Vieh. Durch seine netten Kunststücke wie reichen Sprachkenntnisse entzückte es nicht nur seine Besitzerin, sondern auch die Dorfjugend und alle Touristen, die auf ihrem Wege das stilvolle Bauernhäuschen passieren mußten, wo Lorchen residierte.

Meistens spazierte die schöne Papageiin, das prächtige Gefieder vom Sonnenglanze umspielt, auf dem Balkon auf und ab, der zu den Zimmern des alten Fräuleins Westmann gehörte. Manchmal saß Lorchen in dem blanken Messingkäfig und machte durch Locken und Schreien auf sich aufmerksam. Zuweilen kletterte es auch, — ein feines Kettchen am Fuße, am Spalier entlang, kam aber auf den Ruf seiner Herrin folgsam zurück.

Daß der schöne Vogel sein buntes Schöpfchen liebevoll an seiner Herrin runzliches Gesicht schmiegte, Zucker aus dem zahnlosen Munde nahm und von den welken Lippen mit den süßesten Kosenamen belohnt wurde, erweckte in Gisbert Brehm, der gegenüber wohnte, keine Neidgefühle. Wenn aber die schlanke Hand der jungen Nichte über die farbenreichen Federn strich und ein frischer roter Mund schmelzend-zärtlich dazu sagte: „Du Liebes . . .“ so löste das in seinem Herzen nie gekannte Sehnsucht aus.

Für ihn war Lorchen das beneidenswerteste Geschöpf des Dorfes, und er hätte dem Teufel seine Seele verschrieben, wenn er sich dafür in Lorchen hätte verwandeln können.

Eine andere Möglichkeit, in die Nähe der jungen Dame zu gelangen, gab's nämlich nicht. Die Tante, die offenbar recht schlechte Erfahrungen mit den Herren der Schöpfung gemacht hatte, hütete das schöne Mädchen mit Argusaugen, ließ sie nie ohne ihre Begleitung ausgehen und wies dann jeden Annäherungsversuch so unzweideutig zurück, daß Gisbert Brehm, der sonst nicht gerade leicht zu verblüffen war, wohl oder übel seine Bemühungen um diese Bekanntschaft aufgeben mußte.

Dafür ersann er Tag und Nacht die kühnsten Möglichkeiten, die verwickeltsten Abenteuer, in denen er die Rolle des tapferen Ritters spielte. Leider lebten diese Situationen nur in seiner Phantasie; es wollte sich nichts ereignen, was ihn in die Lage versetzte, als siegreicher, befreiender Held der lieblichen Lucie seine Bewunderung auszudrücken, ihr Liebe und Leben darzubieten.

Bei keiner Wanderung gelang es ihm, sich als Führer angenehm zu machen, durch zufällige Begegnungen einen nachbarlichen Gruß anzubringen, ein Fernglas anzubieten, bei plötzlichem Ungewitter mit Schutz und Schirm zu raten oder zu helfen, — die alte Dame von zudringlichen Bettlern zu befreien, — die ertrinkende Lucie beim Bade kraftvoll aus den Fluten des Meeres zu tragen. . . .

Sein Urlaub nahte sich dem Ende und der erträumte Schluß der Ferien, — die Bekanntschaft mit dem angebeteten vis-a-vis, — schien ihm nicht zugedacht zu sein.

Da kam dem unermüdlich Planenden ein rettender Gedanke: Lorchen! Lorchen mußte der Schlüssel zum Paradiese sein. Denn Lorchen war die Stelle, wo die Tante sterblich war. Lorchen mußte sich verfliegen, — zu ihm natürlich. Und kam Lorchen nicht willig, so würde er die Gewalt eines Netzes gebrauchen, das er sich schleunigst anschaffte. Er würde Lorchen einfangen, hinüber bringen, mit überschwenglichem Danke belohnt werden und endlich, endlich Lucie in die Augen schauen, mit ihr reden, ihre Hand in der seinen halten dürfen!

Sein Einfall begeisterte ihn. Er lebte nur noch für diese Idee, ließ das Wandern Wandern sein und belauerte Lorchen. Und als es sich eines Morgens vom Balkon weiter straßenwärts als sonst entfernte, riß Brehm Hut und Netz vom Nagel, schlich hinüber und brachte es lautlos fertig, den Kakadu über den Zaun zu scheuchen.

Schon flüchtete der geängstigte Vogel in die Hecke, die ihn den Augen seiner Herrin vollkommen entzog.

Das war ja prachtvoll! Gisbert fieberte vor Freude. Jetzt mußte der Papagei ins Netz laufen. Aber das kluge Tier ahnte die Falle, bog aus, stellte den Schopf und lief unversehens in die fette ungemähte, Wiese, von da in das angrenzende Kornfeld.

Nur dadurch, daß das Tier zur eigenen Beruhigung öfers „Lor—chen“ verlauten ließ, verlor Brehm die Spur nicht. Aber dafür riskierte er, von dem patrouillierenden Gendarm wegen Flurschadens angehalten zu werden. Er war dem Papagei schon öfter sehr nahe gekommen, — irgend eine Tücke aber, ein Zögern oder Lorchens Gewandtheit vereitelten den Fang. Der Kakadu schien an dem Spiel großen Spaß zu finden, er antwortete aus seinem reichen Wortschatze jedesmal und versuchte sich sogar im Nachahmen von Brehms Lockruf: „Komm, holde Dame, — komm, schönes Lorchen.“

Weit hinter ihnen lag das Dorf und in lustiger Verfolgung steuerte Brehm bereits auf das Wäldchen zu. Er, dem der Schweiß auf der Stirn perlte, lachte erbost, da das nun wirklich zu weit ging. Aus einem leichten Spiele begann eine veritable Parforcejagd zu werden.

Seine zärtlichen Locktöne verwandelten sich in kräftige Verwünschungen, als Lorchen plötzlich die Flügel hob und sich auf eine Buche schwang, die von so dichtem Gebüsche umgeben war, daß sich kaum ein Sonnenstrahl hindurchfand, geschweige denn ein menschlicher Fuß. Er versuchte es trotzdem, riß sich die Hände blutig, verrenkte sich den Knöchel, schlitzte sich einen Triangel in den Rock.

Da hatte er nun sein Abenteuer! Schön war's nicht. Ganz anders, als er sich's gedacht. Ratlos schaute er vom Waldesjaum über die dunklen Aecker, die blühenden Wiesen, die saalbratsdanenen Felder. Ueber den Königskerzen und wilden Himbeeren, zwischen denen er stand, summten Bienen und Hummeln. Heftiger Erdbeerringsum. Nur aus dem Dorfe lautete die Mittagsglocke. So lange war er schon unterwegs?! Und wirklich sein sah er aus! Der neue hellgraue Anzug naß, beschmutzt, zerrissen, voller Dornen und Kletten. Seine Freude war sehr herabgestimmt.

Lorchen aber saß behaglich und sicher auf dem schattigen Ast, putzte sich das Gefieder und äugte kokett hinab: „Kuckuck“.

„Miststück“, war die überlaunige Entgegnung. „Miststück!“ zürnte er noch einmal laut hinauf und der Vogel wiederholte es listig zwinkernd. Dann ließ er sich wieder vom Baume nieder. Noch einmal begann die Jagd über die Heide und Farren. Endlich ergab sich das stark ermüdete Tier, und der glückliche Jäger drückte seine kostbare Beute liebevoll an sich.

„Endlich!“

Und seine Gedanken flogen der langersehnten wonnigen ersten Begrüßung voraus. Ohne der sengenden Julihitze zu achten, raste er auf einsamen Wegen heim. Vor ihm her ging dunkel und mißgestaltet sein eigener Schatten.

Um den ersten Eindruck in nichts abzuschwächen, kleidete sich Gisbert schnell um und trat alsbald mit Lorchen drüben an.

Er fand das ganze Bauernhaus in Aufregung, Fräulein Westmann ob Lorchens rätselhaften Verschwindens in Tränen aufgelöst, die schöne Lucie aber errötend ihm entgegengehend, als habe sie ihn erwartet.

Während sie den Papagei von seinem Arm nahm, begann er unter ihrer Berührung zu zittern, und sein Herz tat schwere, wilde Schläge.

Das alte Fräulein schrie extatisch auf, als sie ihren verloren geglaubten Liebling erblickte. „Lorchen, — mein süßes Lorchen, — wo warst du so lange?!“

„Es hatte sich verflogen, Gnädigste.“

„A bah!“ sagte sie wegwerfend und schaute den Eindringling argwöhnisch an. „Lorchen verfliegt sich nicht . . . Die wäre schon von selbst wiedergekommen!“

Gisbert dachte: Damit wäre aber mir nicht gedient gewesen,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110806022/fragment/page=0001

und antwortete ruhig: „Wenn er nicht irgend einem Raubzeuge zum Opfer gefallen wäre, — ganz gewiß."

„Ach ja, — daran dachte ich nicht, gab sie zu, setzte aber sogleich das Verhör wieder mißtrauisch fort. „Wie kamen Sie eigentlich zu Lorchen!?"

„Gelegentlich eines Spazierganges durch die Felder."

„Durch die Felder?" unterbrach sie ihn aufgeregt. „Dort hat der Feldhüter, dem wir vorhin von unserem Verlust erzählten, ein verdächtiges Individuum im grauen Anzuge gesehen, — haschend hinter einem Vogel."

„Diesem Individuum, Gnädigste," sagte Brehm schnell entschlossen, habe ich Ihr niedliches Tierchen abgejagt, denn ich wußte ja, wohin es gehörte."

Während er bei dieser Erklärung eine Locke aus der heißen Stirn strich, gewahrte Lucie seine zerschundene, blutige Hand.

„Sieh nur, Tantchen," rief sie voll tiefsten Mitleids, „wie der arme Herr sich beim Kampf um Lorchen verletzt hat!"

Gerührt streckte ihm das alte Fräulein die eine Hand zum Danke hin, während sie mit der andern zärtlich über eine geknickte Feder ihres Lieblings strich.

„Holde Dame . . . — Liebe, holde Dame," schmeichelte der Kakadu seiner liebkosenden Herrin.

„Ei! Was du hübsches gelernt hast," sagte sie angenehm berührt.

„Wohl von Ihnen, Herr . . . Herr . . ."

„Ingenieur Brehm."

„Wirklich!" gab das gelehrige Tier des weiteren aus seinem neuen Wortschatze zum Besten, und Lucie fiel launig ein: „Das hat aber Lorchen wohl von dem andern?"

„Brehm sah ganz versunken in das weiche, heitere Gesichtchen, um das sich aschblonde Haare wellig puffsten. Sie war ja noch viel begehrenswerter, als er gewußt! Und er mußte sich wirklich all seiner Erfolge bei jungen Damen erinnern, um ihr gegenüber seiner Sinne Meister zu bleiben.

Man behielt Lorchens Lebensreiter zum Kaffee da, und eine anregende Unterhaltung kam in Fluß.

Ueber der weißen Damastserviette zitterten die Blätterschatten der Klematis und durch den Blütenrahmen grüßten die blauen Fernen. In der Balkonecke plauderte Lorchen, und da sich das alte Fräulein dem wiedergeschenkten Liebling intensiver als sonst widmete, schien es das junge Paar auf Augenblicke vergessen zu haben.

Brehm nutzte die Zeit, vorsichtig sondierend. Und als die schöne Lucie ihm heimlich ins Ohr flüsterte: „Wie gut, daß Sie den grauen Anzug gegen den blauen vertauschten!" Da hinderte ihn auch die Gegenwart der Tante nicht mehr, sich „mündlich" zu äußern.

Ein Entgleister.

Eine Gaunergeschichte von **Paul Bliß.**

Wir waren in lustiger Gesellschaft gewesen und hatten einen guten Tropfen zu trinken bekommen, so schwanden uns die Stunden wie im Fluge dahin. Erst gegen drei Uhr trennten wir uns.

Draußen stieg schon ein herrlicher Sommermorgen herauf, als ich durch den duftigen Tiergarten heim pilgerte.

Die milde Luft tat mir außerordentlich wohl und mit Behagen zog ich den Duft des jungen Grüns ein. Meine Müdigkeit war vorbei, der kleine Rausch war auch verflogen, und jetzt fühlte ich mich köstlich wohl.

Als ich meine Straße betrat, kamen schon die Milchwagen aus den Vororten in die Stadt gefahren, Bäckerjungen und Zeitungsfrauen begegneten mir bereits, sodaß ich mich heimlich schämte, als Müßiggänger heimzukommen, da andere bereits ihr Tagewerk begannen.

Ich war froh, endlich daheim und all den neugierigen Blicken entkommen zu sein.

An Schlafen war nicht mehr zu denken. Ich zog mich also um, legte mich auf die Chaiselongue, die unmittelbar unter dem Fenster stand, dessen beide Flügel ich vorher weit öffnete, und wollte so träumend den Tag erwarten.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, als ich plötzlich leise Schritte vernehme im Kies meines Vorgartens, der mit zu meiner Parterrewohnung gehörte. Zuerst glaubte ich, geträumt zu haben, als ich aber mit Aufbietung aller Kräfte hinhorche, höre ich ganz deutlich die leisen, schleichenden Schritte.

Eben wollte ich auf zu sehen, wer da sei, als ich hörte, wie jemand das eiserne Gitter erkletterte und zwischen den spitzen Stäben langsam weiterstieg.

Ich greife zu meinem Revolver, plötzlich aber sehe ich über mir zum Fenster herein ein paar Beine baumeln. Im Nu greife ich danach, halte fest mit der Kraft der Angst, und ziehe so den Kerl herunter, daß er auf die Chaiselongue purzelt. Ich werfe mich auf ihn und drücke ihm die Kehle zu. Alles das Werk eines Augenblickes.

Der Gegner aber, mit überlegenem Lächeln, flüstert: „Guten Morgen!"

Das kam mir so überraschend und dermaßen komisch vor, daß ich mitlächelte, ebenfalls „Guten Morgen" sagte und ihn losließ.

Sofort erhob er sich und sagte lächelnd: „Na, Sie sind doch wenigstens mal ein vernünftiger Mensch, immer leben und leben lassen, — ein anderer hätte mich vielleicht gewürgt."

Sprachlos musterte ich ihn. Seine mehr als defekte Kleidung war wenig vertrauenerweckend, und unwillkürlich griff ich wieder zum Revolver.

Doch wieder lächelte er und sagte: „Meinethalben brauchen Sie sich keine Mühe zu geben, ich gehe jetzt wieder so, wie ich gekommen bin. Stecken Sie nur die Knallbüchse getrost ein."

Noch immer weiß ich nicht, was ich von dem Kerl halten soll. Dann aber fragte ich: „Was wollen Sie hier?"

„Was kann ich wohl gewollt haben! Einbrechen wollte ich", entgegnete er mit der größten Seelenruhe.

„Man wird Sie einstecken."

„Meine Sorge!" sagte er ruhig, „wenigstens bekomme ich dann wieder etwas zu essen."

„Und warum wollten Sie einbrechen?"

Finster sah er mich an. „Weil ich Hunger hatte", sagte er schroff.

„Aber man hätte Sie doch leicht ertappen können; es ist ja bereits ganz hell draußen und alle Augenblicke kommt jemand hier vorbei; es ist ja geradezu erstaunlich, daß man Ihr Einsteigen von draußen nicht bemerkt hat."

„Das wäre mir ganz schnuppe gewesen. Wenn man seit drei Tagen so gut wie nichts gegessen hat, ist man zu allem fähig."

Der arme Kerl dauerte mich jetzt wirklich. In seiner ganzen Haltung war so viel Ernst, so viel Verachtung aller Gefahren, daß er in meinen Augen einen Zug von Größe bekam.

„Wollen Sie etwas essen?" fragte ich.

Erstaunt, fast ungläubig starrte er mich einen Augenblick an, dann antwortete er lächelnd: „Dann wäre wenigstens meine Mühe nicht ganz umsonst gewesen."

Ich zwang mich, ernst zu bleiben, winkte ihm, mir in das Nebenzimmer zu folgen, und dort setzte ich ihm Brot, Butter und etwas kaltes Fleisch vor.

Mit einer wahren Gier aß er darauf los und kümmerte sich nicht im geringsten um mich.

Erst jetzt bemerkte ich, daß er ein intelligentes Gesicht hatte. Ich beobachtete ihn nun genauer. Er war vielleicht dreiundzwanzig Jahre, hatte schmale, fast weiblich zarte Hände, und seine Art, zu essen, zeigte deutlich, daß er ehemals wohl in besseren Verhältnissen gelebt haben mußte. Sein Anzug war zwar sehr defekt, aber trotzdem ließ er doch erkennen, daß er aus gutem Stoff und nach der vorletzten Mode war.

Dann goß ich ihm eine Flasche Bier ein.

Er trank und meinte lächelnd: „Man ißt gut bei Ihnen, mein Herr."

Auch ich mußte lächeln über seinen trockenen Witz. Aber gleich wieder war ich ernst und fragte: „Haben Sie denn keine Eltern oder Angehörigen mehr?"

Er verneinte. „Meinen Vater habe ich nie gekannt und meine Mutter ist vor fünf Jahren gestorben. Verwandte, die ich habe, wollen mit mir nichts zu tun haben."

„Aber warum arbeiten Sie denn nicht? Sie sind doch gesund und kräftig. Haben Sie denn kein Handwerk erlernt?"

„Nein. Ich wollte zur Bühne gehen. Aber ich habe kein Talent. Und sein meine Mutter tot ist, bin ich verbummelt."

„Aber was soll denn aus Ihnen werden? Sie sind doch so jung. Schämen Sie sich denn gar nicht, so zu verlottern?"

Grinsend sah er mich an und sagte: „Sie gehören wohl zum Verein für Rettung Gefallener?"

Ich machte ein böses Gesicht und wollte ihm eben eine Zurechtweisung geben, als er sofort abbittend einlenkte.

„Entschuldigen Sie, daß ich Ihre Liebenswürdigkeit so schlecht lohne, aber ich kann mich nicht anders machen, als ich bin. Sie brauchten ja nur Lärm zu schlagen, dann wäre ich eingesteckt worden. Sie haben es nicht getan. Gut, so sind Sie eben anders als die anderen. Aber wenn Sie nun Ihr Liebeswerk krönen wollen, dann geben Sie mir noch ein paar Groschen, und dann lassen Sie mich laufen."

„Aber was soll denn aus Ihnen werden, Mensch, so versunken Sie ja ganz", sagte ich entsetzt.

„Ich gehe schon nicht unter, dafür brauchen Sie keine Sorge zu haben. Ich befinde mich jetzt nur vorübergehend in so desolaten Verhältnissen. Ich habe Pech gehabt. Ich spiele famos Billard. Und bei den Rennen wette ich auch. Wie gesagt: Ich gehe schon nicht unter."

Nun, ich gab ihm also ein paar Mark, schenkte ihm auch noch einen Rock, und dann sieh ich ihn durch den Eingang zum Hinterhaus fortgehen.

„Nochmals besten Dank", rief er, „und lassen Sie's sich gut gehen. Vielleicht sehen wir uns mal bei einer besseren Gelegenheit wieder" — dann ging er, stolz und aufrecht, als gehöre ihm halb Indien.

Als ich auf meiner Chaiselongue lag und das ganze doch gewiß höchst eigenartige Erlebnis durchdachte, kam mir immer wieder der Gedanke, daß es im Grunde schade sei um den Burschen, in dem doch gewiß irgend ein Talent steckte. Vielleicht fand ich ihn einmal wieder. Dann wollte ich ihn mal ernstlich stellen, daß er wieder auf gute Wege käme.

Nun, ich traf ihn bald darauf schon wieder. Aber wie!

Er lag im Tiergarten an einen Baum gelehnt, den rechten Fuß unterschoben, so daß es aussah, als sei der Fuß invalid, denn eine Krücke lag auch dabei; über den Augen trug er eine große Brille mit dunkelblauen Gläsern, und neben ihm stand eine große Blechbüchse für die Almosen; fortwährend bat er kläglich: „Bitte, ein armer Mann."

Da er noch meinen Rock trug, erkannte ich ihn sofort. Erstaunt trat ich heran und fragte, was ihm denn passiert sei.

Wieder verzog er grinsend den Mund, wie ehedem, dann sah er sich spähend um, ob auch jemand ihn hören könne und sagte halblaut zu mir: „Das ist so alles nur Mumpitz, ich bin ganz gesund, aber es ist wirklich ein ganz einträgliches Geschäft, die meisten fallen darauf rein. Und man muß eben sehen, wie man ehrlich durch die Welt kommt."

Ich schwieg und ging weiter.

Nun war ich kuriert.

Dann, nach einem Jahr vielleicht, traf ich ihn wieder. Diesmal stand er vor dem Richter.

Aber wieder war es ein eigenartiger, fast ein genialer Streich, den er vollführt hatte.

Er war in ein Kolonialwarengeschäft gekommen, gerade um die Mittagszeit, als nur ein Verkäufer im Laden war und hatte verlangt, das man das Innere seines Hutes mit Sirup füllen solle. Es handele sich um eine Wette. Er hatte drei Mark dafür vorher bezahlt, und so füllte der Verkäufer den Hut mit Sirup. Als dieses geschehen war, nahm der Gauner den Hut in Empfang und im Nu stülpte er ihn auf den Kopf des Verkäufers, so daß dessen Gesicht von dem dickflüssigen klebrigen Sirup über und über bedeckt war. Mit einem kühnen Griff nahm der Gauner dann die Geldkassette und entfloh. Aber er hatte wieder Pech. Im selben Augenblick war ein anderer Käufer gekommen, der sofort die Sachlage überschaute, und so war der kühne Räuber festgehalten, dann ganz jämmerlich durchgeblaut und hierauf der Polizei übergeben worden.

So wurde er ins Gefängnis gesteckt und seitdem habe ich seine Spur verloren.

Unter dem Schlehenbusch.

Skizze von **Wilhelm C. Stuecklen.**

Noch perlte der Morgentau in den Gräsern und Blumen, die den schmalen Waldweg säumten. Und die Luft war voll von jauchzenden Klängen. Die Vöglein sangen ihr Morgenlied.

„Wie schön ist doch die Welt, wie wunderbar schön!" sagte Komtesse Lisolotte verträumt; und als sie ohne Antwort blieb, fuhr sie mit spottender Stimme fort: „Träumen Sie denn auch, Gemmersdorf?"

„Ja, ich träume auch." Der Angeredete hob leicht den Kopf, den er tief auf den Hals des Pferdes geneigt trug. „Vom Glück. Mir war, als sei ich selig geworden. Als ritte neben mir nicht Lisolotte Hardinghoff, sondern Lisolotte Gemmersdorf."

Der Sprecher lächelte versonnen. Bald wich jedoch sein Lächeln dem scharfen Ernst, und eine heiße Röte ging über sein hübsches Gesicht.

„Träume sind Schäume, Baron. — Hoppla, Frigga!" Die Fuchsstute bekam die Reitpeitsche zu spüren. Aus dem leichten Trab wurde ein stürmischer Galopp. Es blieb Gemmersdorf nichts übrig, als seinem Wallach die Sporen zu geben, um der verwegenen Reiterin zur Seite zu bleiben. Und zwanzig Pferdelängen weiter rückwärts zog Johann, der Reitknecht, seinem dicken Braunen eins über und brummte: „Unser Komtessel hat heute wieder mal ihren tollen Tag."

Wohl eine Viertelstunde ging die Jagd dahin. Der Waldboden war weich und elastisch, wie geschaffen für einen stürmischen Ritt, der unter den Hufen der Pferde die Erdfetzen fliegen ließ. Erschreckt schwiegen die Vögel, und nichts war zu hören, als das Stampfen und Schnauben der Rosse und das Klirren der Geschirre.

Mit starren Augen sah die Komtesse ins Weite, als wollte sie absichtlich all das Schöne nicht sehen, das hüben und drüben am Wege sich ausbreitete, bis der Wald rechts und links zurückwich, und die Pferde in eine grünleuchtende Lichtung hinausprescheten.

Dann erst riß sie schweratmend ihre Stute zurück und sah sich nach ihrem Begleiter um, der mit finsterem Gesicht neben ihr hielt und seinem Pferde den feuchten Hals streichelte.

„Sehen Sie, Gemmersdorf, so bin ich! Immer mit verhängten Zügeln ins Leben. Und so will ich auch bleiben. Warum wollen Sie mich anders machen? Sparen Sie sich die Mühe! Ja, das sollen Sie noch wissen — zehnmal lieber würde ich Ihre Frau als die des faden Klindwarth. Aber der Gemmersdorf — Sie verzeihen, wenn ich hart bin, aber heute muß es von mir, alles — der Gemmersdorf ist ein kleiner Gutsbesitzer und bringt aus seiner Klitsche kaum mehr heraus, als er selber braucht. Und Klindwarth ist Millionär. Wissen Sie, was das heißt?" Sie lenkte ihren Gaul ganz dicht zu dem Freiherrn hin. „Das heißt, leben zu können ohne alle Sorge und nichts, nichts sich zu versagen brauchen! Suchen Sie sich eine andere, Gemmersdorf. Sie brauchen eine Bessere, als ich es bin. Sie verdienen auch eine Bessere! Und . . ." Ihre Hand schob sich zwischen Gemmersdorfs geballte Faust, „. . . und denken Sie nicht allzu ungut von mir."

Es zuckte in ihrem feinen, rassigen Gesicht. Die Stimme, die erst heftig war und schneidend, wurde weich und sanft.

„Gemmersdorf, dort drüben steht ein Schlehenbusch. Einmal kam ich hierher, und da saß hinter dem Schlehenbusch eine Zigeunerin, ein altes Weib. Sie wahrsagte mir. Wollen Sie wissen, was sie mir prophezeite?"

Ueber des Freiherrn Stirn zog eine Wolke des Unmuts.

„Doch, Sie sollen es wissen! Hier unter diesem Schlehenbusch wird das schöne Fräulein einst sein Glück finden, kündete mir die Alte an. Die Närrin! Und doch, Gemmersdorf, bin ich so manchesmal herausgeritten zu dem Busch und habe geglaubt, ich müsse da irgendeinen Schatz finden. Einen Topf voll Diamanten oder . . . Töricht, nicht wahr? Aber wenn ich einen Reichtum gefunden hätte, dann hätte ich nicht gewartet, bis Gemmersdorf kommt und mich begehrt. Ich wäre selber zu ihm gegangen und hätte gesagt: Sieh, das alles habe ich. Nun mache Du mein Glück voll."

Sie schwieg. Und auch der Freiherr fand kein Wort. Seite an Seite hielten sie, und beide senkten das Haupt unter der Last eines trüben Geschicks. Erst als der alte Reitknecht herantritt und mit einem mahnenden Blick seine Uhr vorwies, brach der Bann.

„Kommen Sie, Gemmersdorf," sagte die Komtesse. Aber der winkte mit einer müden Gebärde ab.

„Lassen Sie mich allein gehen, Komteß. Ihr Reitknecht ist Ihnen Schutz genug."

„Sie haben recht. Und morgen? — Es ist der letzte Tag vor Klindwarths Abreise. Im Waldschlößchen — drüben bei der heiligen Eiche — gibt Papa ein Abschiedsmahl. Die Gäste versammeln sich um 9 Uhr im Schloßhofe zu Hardingshoff. Die Herren zu Pferde. Ich natürlich auch. Die anderen Damen per Wagen. Als Dessert wird eine Verlobung gereicht. — Werden Sie kommen? — — Nein, nein, kommen Sie nicht. — Klindwarth will morgen sein Jawort und da — darf — ich — Sie — nicht — sehen — vorher. Leben Sie wohl, Gemmersdorf! Hoppla, Frigga!"

Ungestüm riß sie das Pferd herum und stob hinein in den Wald, gefolgt von dem kopfschüttelnden Reitknecht. — — —

Graf Klindwarth fand keine rechte Freude an dem Ausflug zum Waldschloß. Es war heute eine undankbare Aufgabe; Liselottens Kavalier zu sein. So viel da Gräben waren und Hecken — Frigga wurde darüber hinweggezwungen. Und der Graf konnte nicht zurückstehen, so sehr auch seine angeborene Bequemlichkeit sich gegen diese unsinnige Tuerei — wie er's im stillen nannte — sträubte. Jedoch rühte sein Kennerauge oft wohlgefällig auf der schlanken Reiterin, wenn sie mit wundervoller Bewegung dem Pferde die nötigen Hilfen zum Sprung gab und bei aller Anspannung der Kraft und Gewandtheit doch nie die frauenhafte Anmut verlor.

„Graf Klindwarth!"

„Komteß!" Schnell lenkte er sein Vollblut zu ihr hin.

„Eine Bitte. Lassen Sie mich eine halbe Stunde allein."

„Unmöglich!"

„Es ist möglich!" Sie zog die Brauen streng zusammen. „Ich will noch einmal zu einem Ort reiten, der nicht weit von hier liegt und an dem ich manche Stunde glücklich war. Die anderen sind weit hinter uns. Wollen Sie mich hier erwarten?"

„Komteß, seien Sie nicht eigensinnig!"

Ein Blitz aus den schönen grauen Augen traf ihn. „Noch bin ich Lisolotte Hardinghoff, Graf Klindwarth!"

„Gut, ich warte!" Mit einem knappen Senken des Kopfes bezeugte er sein erzwungenes Einverständnis.

„Hoppla, Frigga!" Langgestreckt wie ein Pfeil schoß Frigga dahin, in eine schmale Schneise hinein. Lisolotte lehnte sich ein wenig zurück. Noch einmal wollte sie zum Schlehenbusch; und ihr war, als müsse sie heute dort Rat finden. Denn je näher die Stunde kam, in der sie sich dem ungeliebten Manne anverloben sollte, je mehr bäumte sich in ihr ein seltsames Etwas auf gegen diesen Entschluß. Immer und immer wieder dachte sie an den todwehen Blick, mit dem er sie angesehen gestern beim Abschied. Auch daran dachte sie, daß ihr Vater weit lieber den Freiherrn als seinen Schwiegersohn begrüßen würde, als den geldstolzen Grafen, der früher oder später einmal Schloß Hardinghoff verlassen würde, weil er ja doch nur in der Stadt leben wollte.

Schon war die Lichtung erreicht. Da riß die Komtesse kraftvoll am Zügel, so daß das Pferd einen schwachen Schmerzenslaut ausstieß und mit schlagenden Flanken auf der Stelle halten blieb. Nein — es war keine Täuschung — dort beim Schlehenbusch graste ein lediger Gaul. Gemmersdorfs Wallach. Aber wo war er selbst, Jobst Gemmersdorf?

Leicht wie eine Feder glitt sie aus dem Sattel, schlang die Zügelriemen um einen Ast und schritt, die Schleppe des Reitkleides über dem Arm, zu dem grünenden Busch.

Sie fand Jobst Gemmersdorf ruhend im weichen Grase. Er mochte eine schlechte Nacht verbracht haben, der arme Junge, und nun hatte ihn hier der Schlaf gefangen genommen.

Mächtig quoll es auf in dem Herzen der Komtesse. Und sie beugte sich nieder und küßte das traumverlorene wehe Lächeln von seinen Lippen.

„Liselotte!"

„Jobst!"

„Sie hier?" Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als fürchte er, von einem schönen Traum befangen zu sein. „Liselotte, Sie sind nicht . . .?"

„Nein, Jobs Gemmersdorf, ich habe noch einmal mein Glück unter dem Schlehenbusch gesucht. Und ich habe es nun gefunden! Jobst, mein Jobst!"

Stürmisch brach sie sich Bahn, die Liebe, die so lange zurückgedämmt war um einer Torheit willen.

„Und Klindwarth?"

„Er erwartet mich drüben am Weg. Wir wollen zu ihm gehen. Er

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19110806022/fragment/page=0002